Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Schliessen Sie die Klappe
Autor: Sallenbach, Heidi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670746

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schale steht auf einem Mahagonitischchen, um das die Gäste versammelt sind.
Die lauten und die verhaltenen Ah- und Oh-Rufe werden plötzlich von Gekreisch unterbrochen, denn man befindet sich auf einmal in einem absoluten Dunkel. Auf unerklärliche Weise ist für einige Sekunden das Licht im ganzen Hause erloschen. Und nachher ist der Saphir natürlich weg.
Die Diva zwingt ein Lächeln auf ihren Mund. Die Diener sehen einander vielsagend und vorwurfsvoll an, ihr Chef tobt im Geheimen fürchterlich. Niemand darf das Haus verlassen. Es ist ungemein peinlich. Alle Gäste sind so grosse Leute, dass es eine nicht wieder gutzumachende Beleidigung wäre, wenn man auch nur einen von ihnen verdächtigen würde.
Was ist da zu tun? — Man berät lange. Das Peinlichste von allem wäre, wenn man die Polizei holen müsste.
Die Durchlaucht weiss einen Rat. Sie räuspert sich und verlangt Ruhe.
«Meine Herrschaften, ich glaube das Ganze ist nur ein Scherz; ein Scherz zwar, den viele von uns nicht billigen können. Sie sehen, die goldene Schale steht immer noch auf dem Tischchen. Ich lasse nun das Licht für einige Sekunden ausgehen. Nachher wird der Stein bestimmt wieder in der Schale sein.»
Männiglich stimmt diesem Vorschlage zu. Durchlauchten haben halt doch meistens auch durchlauchte Köpfe.
Man stellt sich ungefähr wieder so auf, wie man vor dem Verschwinden des Saphir um das Tischchen gestanden hat. — Das Licht geht erneut aus und — als es wieder aufleuchtet, ist auch die goldene Schale verschwunden.

Schliessen Sie die Klappe

von Heidi Sallenbach

Um es gleich vorwegzunehmen — diese Geschichte hat nichts mit geknebelter Meinungsfreiheit zu tun, sie handelt nicht von einer symbolischen, sondern von einer wirklichen, einer ganz gewöhnlichen Ofenklappe, deren Griff abgefallen war, weshalb an der betreffenden Stelle im Heizkörper ein kleines Loch klaffte. «Dieses Loch muss zugelötet werden, denn sonst tritt Kohlenmonoxyd aus dem Ofen aus und wird Sie vergiften.» So lautete das Gutachten der Feuerschau.
Wir waren gerührt, dass man unserm Gesundheitszustand höhern Ortes solches Interesse zollte und benachrichtigten sofort den Heizungsinstallateur. Dieser aber, offenbar in seinem Berufsstolz empfindlich getroffen, erklärte rundweg, der Brunner (so hiess der Beauftragte der Feuerschau) sei ein Esel; aus besagtem Loch könne überhaupt nichts ausströmen, die Klappe sei ein Relikt der Kohlenheizung und für die Einrichtung der Oelheizung vollkommen überflüssig.
Es vergingen Monate, dann neue Kontrolle, erneuter Protest des Feuerschaumannes: «Diesen Heizungsinstallateur kennen wir nur allzugut», wetterte er, «das ist ein . . . ein . . .» — «Genau dasselbe sagt er von Ihnen», fiel ich ihm ins Wort, denn ich wollte verhindern, dass ein Gesandter der Obrigkeit sich der gleichen Kraftausdrücke bedienen würde wie ein währschafter Handwerksmann; «statt dass sie unsern Keller zum Umschlagplatz von zoologischen Titeln wählen, wäre es vielleicht zweckmässiger, Sie würden mir raten, wer an Stelle des eigensinnigen Installateurs dieses leidige Loch schliessen könnte.»
«Lassen Sie einen Schlosser kommen», riet der Erboste und stieg in seinen Dienstwagen. Ich gehorchte unverzüglich und setzte einem Meister des Faches den Fall telephonisch auseinander. Man sei im Bilde und werde sofort jemanden schicken, lautete der tröstliche Bescheid. Tage und Wochen vergingen, niemand meldete sich. Von dem ausströmenden Kohlenmonoxyd spürten wir zwar keine schädigende Wirkung, aber das Bewusstsein, dass wir stündlich gegen das Gesetz verstiessen, setzte unserer Gesundheit um so schwerer zu, als man uns nun eine Strafandrohung ins Haus schickte.

Da verfiel mein Mann auf eine List. «Wir müssen einen Köder auswerfen, um uns einen Schlosser zu angeln», entschied er und war bereit, dafür zu zahlen. Wir riefen also denselben Meister an und bestellten ein Geländer für unsere Kellertreppe, obschon wir sie zehn Jahre lang passiert hatten, ohne je einen Sturz zu tun. Der Köder tat seine Wirkung: in kürzester Frist erschien ein Geselle, um die Messungen vorzunehmen. Aeusserlich glich er zwar eher einem Nachfahren des Göttinger Hainbundes als einem Schlosser. Ich lotste ihn vorsichtig von der Treppe weg zu unserer Heizanlage und erklärte ihm, wichtiger als das Geländer sei die Reparatur des Klappenloches. Seine unwahrscheinlich blauen Augen hafteten träumerisch an dem schwarzen Gusseisen, dann stellte er folgende Diagnose: «Löten kann man hier nicht, und schweissen schon gar

nicht!» Ich bin nur eine Frau und fühle mich nicht verpflichtet, von einer Heizanlage mehr zu verstehen als der Delegierte der Feuerschau. Da erschien mein Mann auf dem Plan. Er ist von Beruf Schreibtischmensch und riet dem grübelnden Jüngling mit der undogmatischen Frische des Amateurs: «So treiben Sie doch einfach einen Metallpfropfen in das Loch hinein!» Des Gesellen Miene belebte sich sofort: «Natürlich, einen Metallpfropfen! Durchmesser acht Millimeter, haben wir in der Bude, ich bin gleich wieder hier damit!» Er wollte sich schon aufs Rad schwingen, doch da wiesen wir ihn leider noch an, die Masse für das Geländer zu nehmen — und das war ein schwerer taktischer Fehler. Der Blauäugige kam nicht zurück, dafür erhielten wir prompt ein Devis für das Geländer; kurz darauf wurde es geliefert und montiert, und nach Verlauf einer weitern Woche hielten wir die Rechnung dafür in der Hand. Jedermann, vor allem jeder Angler, wird nun unsern Verdruss verstehen. Wenn man für einen Wurm das Hundertfache dessen auslegt, was ein Fisch kosten würde, möchte man doch wenigstens einen winzigen Fisch an der Angel halten. Aber keine Spur von Fisch — mit andern Worten: das Klappenloch war noch immer offen. Ich habe nicht aufgegeben; ich habe mich noch einmal ans Telephon gehängt — diesmal wenigstens mit dem Trumpf der zu zahlenden Rechnung in der Hand —, um dem Schlossermeister von unserer Klappe zu sprechen. Ich beschrieb ihm den benötigten Metallpfropfen, das Wort war mir inzwischen recht geläufig geworden, obschon ich bis anhin nur Korkpfropfen gekannt hatte. Er beteuerte mir, der blauäugige Träumer habe nichts erwähnt, habe sich überhaupt nicht bewährt und sei längst entlassen. Er schickte einen andern Burschen, aber auch der erschien ohne Pfropfen. Er müsse sich die Sache zuerst mal ansehen! Er mass das Loch, aus dem nun seit Monaten die giftigen Gase geströmt waren, zum erneuten Male, schwang sich aufs Rad wie sein Vorgänger — aber diesmal, o Wunder, kehrte er nach einer halben Stunde mit einem eigens für uns gegossenen Pfropfen zurück. Das Loch ist verstopft. Die Augen des Feuerschau-Delegierten leuchteten bei der nächsten Inspektion. Meine Augen leuchteten auch; ich kann nun nämlich endlich wieder an etwas anderes denken als an das Klappenloch, und weil es heute zum guten Ton gehört, dass man seine Memoiren veröffentlicht, beginne ich nun die «Memoiren eines Hausbesitzers in der Hochkonjunktur» zu schreiben.

Olof, unser schwedischer Sohn

von Urs Bischoff

Es ist nett, plötzlich einen 18jährigen Sohn zu bekommen, und zwar gleichsam geschenkt, ohne die Mühe gehabt zu haben, ihn während langen Jahren erziehen zu müssen. Eines Tages erschien Olof nach einer grossen Reise bei uns, direkt aus Schweden, zusammen mit mehr als zwanzig etwa gleichaltrigen Burschen und Mädchen, die ferien- und studienhalber in die Schweiz kamen. Wenn junge Leute dank Vaters Portemonnaie und zu Bildungszwecken reisen, dann pflegen sie nicht in teuren Hotels abzusteigen, sondern in Familien, wo man sich ihrer annimmt. Das ist ganz natürlich und richtig so. Nun also, diesmal waren wir eine solche Familie, wir vertraten für vier Wochen Elternstelle bei Olof, oder man kann auch sagen: er wurde unser «Interims-Sohn», was für ihn zweifellos die grössere Umstellung mit sich brachte als für uns. Denn wir blieben in unseren vier Wänden und in unserer gewohnten Welt, während er in einem anderen Bett schlafen, andere Speisen essen, sich an ein anderes Klima und an eine andere Sprache gewöhnen musste.

Die andere Sprache, das Deutsche, ja, das war eine recht schwierige Sache, zudem der Hauptzweck seines Aufenthaltes. Wir bekamen nach seiner Ankunft fast ein wenig Mitleid mit ihm, als wir ihn so stumm bei Tisch sitzen sahen, immerhin dann und wann freundlich lächelnd. Unwillkürlich dachten wir zurück: Sassen wir vor zwanzig Jahren nicht ebenfalls auf Nadeln, als wir am ersten Abend im Welschland in die Notwendigkeit versetzt worden waren, auf Französisch freundlich «conversation» machen zu müssen? Ausgerechnet wir mit unserer 3—4 im Zeugnis?

Wir suchten unserem Gast die Situation zu erleichtern und befleissigten uns einer besonders deutlichen Sprache. «Habt ihr eine gute Reise gehabt, Olof?» fragten wir ihn, worauf er uns zuerst ängstlich anblickte und dann liebenswürdig nickte. So ganz sicher